

THEOLOGISCHE REVUE

121. Jahrgang

– April 2025 –

Vetlesen, Arne Johann: **Animal Lives and Why They Matter**. – New York / London: Routledge 2023. 272 S. (Multispecies Encounters), brosch. € 49,85 ISBN: 978-1032330020

Angesichts der Tatsache, dass das Leben anderer Tiere auf diesem Planeten durch menschliches Handeln zunehmend prekär wird und nichts dafür spricht, dass sich an dieser Situation zeitnah etwas ändern wird, einige zeitgenössische Diskurse im Gegenteil sogar nahelegen, dass „animals are seen as acceptable casualties of what we [...] welcome as progress“ (5), diskutiert der in Oslo lehrende Philosoph Arne Johan Vetlesen die Bedeutung von Tieren aus einer Perspektive, die konkrete Begegnungen mit Tieren („Multispecies Encounters“, so auch der Reihentitel) in den Fokus rückt.

Schon zu Beginn skizziert V. die Spannung, die seinem Anliegen zugrunde liegt, anhand zweier einander gegenübergestellter Bestimmungen: Spätestens mit Kants Festlegung, dass allein der Mensch Zweck an sich sein könne, erschienen Tiere als defizitäre Wesen, die philos.- und theol.geschichtlich dazu verurteilt waren, ihre Existenzberechtigung wenn überhaupt, so nur durch den Rekurs auf den Menschen zu erhalten: „Without humans, then, there would be no point to the existence of animals on earth.“ (1) Dem stellt V. ein Zitat der britischen Philosophin Iris Murdoch gegenüber, die unter Rückbezug auf ihr Konzept der Aufmerksamkeit (attention) gerade die Fremdheit der Tiere zu einer produktiven, moralisch relevanten und gerade nicht nur auf die Feststellung von vermeintlichen Defiziten abhebenden Kategorie erklärt. Über den gesamten Bd. bleibt dieser Verweis auf die Fremdheit, Andersheit und Unabhängigkeit der Tiere für V. zentral. Zugleich lässt er sich auf die ökologisch-geframte Diskussion um die Abhängigkeiten und Aufeinanderbezogenheiten der Spezies ein: „No animal is an island“, so V., der von einem biozentrischen Ansatz aus argumentiert (11), der sich allerdings alsbald – wie in nahezu allen Varianten des Biozentrismus – als moderne Spielart des Anthropozentrismus entpuppt.

Letztlich bildet die Verhältnisbestimmung tierethischer und ökologischer Argumente das Kernanliegen des Bd.s, das V. einer berühmt gewordenen Formulierung Mary Midgleys entlehnt, indem er fragt, warum Tiere bedeutsam sind („why animals matter“). V. stellt verschiedene Akzentuierungen dieser Relation vor, ohne dass sich dabei ein vollkommen einheitliches Bild ergibt. Am ehesten gilt dies noch für V.s ökologische Problematisierungen – die tierethischen Akzente fallen hingegen ausgesprochen disparat aus: Sie schwanken einerseits zwischen einer kaum überzeugenden, weil naturalistischen Ablehnung starker Tierrechtspositionen: Das Töten von Tieren sei nicht das generelle Problem, so V. (11), was er mit einem ökologischen Verbundenheitstopos zu begründen sucht. Die Unabhängigkeit, die er für die Tiere betonen will, zeigt bereits hier ihre gewalttätige Kehrseite. Andererseits ist V. durchaus gewillt, die zentrale Prämisse tierrechtlicher Perspektiven zu

teilen, Tiere also als Subjekte ihres eigenen Lebens zu betrachten und eben (auch) darin ihren Wert bzw. ihre Bedeutung zu sehen.

Wie unvereinbar diese beiden Perspektiven sind, zeigt sich (wohl unbeabsichtigt) an V.s Rekurs auf Aldo Leopolds ökologische „Landethik“. Diese sei von der Eigentümlichkeit getragen, dass Leopold anders als Midgley und ein Großteil moderner Tierethiker:innen das Töten von Tieren keinesfalls ablehnt, sich sogar zu Einschätzungen hinreißen lässt, die ein sadistisches Gefallen an der Beobachtung qualvoll sterbender Tieren artikulieren, so etwa Leopolds Rede von der „joy of seeing the kicking red legs of of a shot duck dying in the morning sun“ (37). Wie in vielen heutigen Zusammenhängen, so sind es schon bei Leopold vorgeblich ökologische, de facto aber eher naturalistische Argumente, die das Töten von Tieren rechtfertigen sollen – diesen Argumenten schließt sich V. tendenziell unkritisch an. Dieses Problem verschärft sich auch im weiteren Fortgang des Bd.s: So diskutiert V. die Arbeiten der US-amerikanischen Philosophin Cynthia Willett und insbes. ihren Anspruch, politische und persönliche Solidaritäten zwischen den Spezies zu etablieren. V. a. stört sich V. an einer vorgeblichen Überbetonung der sozialen Verhaltensweisen von Tieren einerseits und an der Abwesenheit des Todes in Willetts Entwurf andererseits (73). Dass diese Akzentuierungen von Willett womöglich gerade als Gegengewicht zu einer jh.alten Tradition gedacht sind, in der Tieren entsprechende Fähigkeiten abgesprochen wurden und in der deren Tod und Sterben zur unhinterfragbaren Normalität geronnen ist, scheint V. nicht zu bedenken. Konträr dazu stehen der von V. gewürdigte Entwurf einer nun nicht mehr unmittelbar tierethischen, sondern ökologischen Ethik der australischen Philosophin Deborah B. Rose und die Arbeiten der australischen Philosophin Val Plumwood, die v. a. durch ihre Schilderung einer Krokodilattacke, die sie überlebte, bekannt wurde. In beiden Ansätzen findet V. den zuvor bei Willett als fehlend bemängelten Tod nun als mustergültig präsenzte Größe vor: Dies gilt sowohl für die von Rose selbst aktiv praktizierte wie theoretisch protegierte Jagd auf Tiere, die als Tötungspraxis aufgrund ihrer scheinbaren Naturnähe von vielen ökologischen Ethiken goutiert wird. Es gilt ebenso für die beinahe schon standardmäßig bemühten Metaphern und Deutungsformeln, wie etwa die von V. betonte Wahrnehmung, dass alles Leben auf dem Tod basiere – Denkbilder, die bei näherer Betrachtung sicherlich mehr Fragen aufwerfen als ihre simplizistische Verwendung zu klären vorgibt (82). Dessen ungeachtet sind sie für V. Anlass, um etwa eine vegetarische/vegane Ernährung als „absolutistisch“ (174) und als „ecologically uninformed“ (182) abzuurteilen. Im Umgang mit dem Tod (selbstredend nur dem der Tiere) bedürfe es einer „greater flexibility“ (164). Überhaupt müsse das Töten als wichtige „Interaktionsform“ (189) neu wertgeschätzt werden. Sofern V. diese fragwürdigen Argumente nicht auch auf die Spezies homo sapiens anzuwenden gedenkt, scheint ihm selbst die Tatsache nicht erwähnenswert, dass ausgerechnet ein solcher Rekurs auf die Ökologie den menschlichen Exzeptionalismus nur neu zementiert. Fast mustergültig lässt sich in der weitgehend unkritischen Rezeption derartiger Ethiken, die unter dem Label der Ökologie einem Naturalismus das Wort reden, daher deren tierethische Sollbruchstelle ausmachen: Formeln wie die Rede von der Verbundenheit (*connectedness*), von der tierlichen Subjektivität, die in Tötungspraktiken wie der Jagd vorgeblich besonders „gewürdigt“ werde, von der vorgeblichen Überwindung der Anthropozentrik durch die „natürliche“ Jagd, u. ä. sind hier (für Lesende, leider nicht für V. selbst) deutlich als Legitimationsnarrative für Gewalt an Tieren zu erkennen: Ihre einzige Legitimation erhalten sie durch die naturalistische Erzählung vom notwendigen Sterben, aus der eine (wenn man es denn überhaupt so nennen möchte) Ethik des Tötens abgeleitet wird, die die ökologischen Diskurse mit dem menschlichen Gewaltbedürfnis gegenüber

Tieren unter der gemeinsamen Flagge der „Koexistenz“ verbrüderd – Tiere zu töten sei „a necessity inseparable from the coexistence on Earth“ (88).

Dass V. immer wieder auf Emmanuel Levinas zu sprechen kommt, ist dabei die konsequente Fortführung dieses unaufgelösten Changierens zwischen ökologischen und ethischen Bestimmungen: Immerhin ist Levinas' Ethik selbst von einer klaren Infragestellung tierlicher Ansprüche gekennzeichnet, die ihn als dem anthropozentrischen Denken verhaftet ausweisen. Und zugleich ist sie als Alteritätsphilosophie doch so verfasst, dass sie ihre uneingelöste Sinnspitze überhaupt erst in einer nicht-speziesistischen Tierethik findet (was V. selbst einräumt). V. verknüpft seine Beobachtungen zur asymmetrischen Theoriearchitektur der Levinasschen Ethik dabei mit einer gelungenen und pointiert vorgetragenen Dekonstruktion der Position von Jürgen Habermas, von der man zugleich annehmen kann, dass sie die Intuition vieler Westeuropäer:innen zur moralischen Bedeutung(slosigkeit) von Tieren treffen dürfte – eine Intuition, die nach V.s detaillierter Kritik umso offener und klarer in ihrer erschreckenden Willkür und Unterreflektiertheit zu Tage tritt: Es ist demnach gerade der formalistische Universalismus dieser Ethik, der deren faktische Historizität und Kontextualität, m. a. W. ihre Gebundenheit an den Speziesismus, unzulässig unterschlägt und die bis in neuere Publikationen aus dem Habermas-Schülerkreis wiederholte Behauptung ad absurdum führt, dass die Teilnahme am Diskurs und an Rechtfertigungszusammenhängen bereits zum moralischen Kriterium taugt – eine Floskel, deren mantrahafte Wiederholung kaum über ihre wissenschaftliche Unredlichkeit hinwegzutäuschen vermag und die V. mit der nötigen Klarheit als sachlich haltlose, hegemoniale Superioritätsbehauptung dekonstruiert.

Über die Autorin:

Simone Horstmann, Dr., Unna (sh@simonehorstmann.de)